

Leseprobe aus:

Barbara Honigmann Unverschämt jüdisch



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf
www.hanser-literaturverlage.de

© 2021 Carl Hanser Verlag GmbH & Co. KG, München

HANSER



Barbara Honigmann

Unverschämt jüdisch

Carl Hanser Verlag

1. Auflage 2021

ISBN 978-3-446-27077-0

© 2021 Carl Hanser Verlag München GmbH & Co. KG, München

Umschlag: Peter-Andreas Hassiepen, München

Motiv: © Barbara Honigmann

Satz im Verlag

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany



MIX
Papier aus verantwortungs-
vollen Quellen

FSC® C083411

Unverschämt jüdisch

Vorbemerkung

Mit wenigen Ausnahmen sind die in diesem Band versammelten Texte auf besondere Anlässe hin geschrieben, freudige Anlässe, bei denen ich nämlich Literaturpreise entgegennehmen durfte. Die Entgegennahme eines Preises ist ja immer mit einer Reise an den Ort der Preisverleihung verbunden, der damit wiederum die Herkunft eines Dichters oder einer Dichterin ehren will, Zürich, Fürth, Alzey oder einfach der Sitz der Stiftung ist, die den Preis verleiht, oder ihr auch durch den Ort eine symbolische Bedeutung geben will, wie der deutsch-italienische Literaturpreis, der in Südtirol verliehen wird. So bin ich ziemlich weit herumgekommen in Deutschland und der Schweiz, in Gegenden, die ich vorher nicht kannte, und sogar bis nach Amerika, und wurde dadurch jeweils angeregt, mich auf den Ort und den Namensgeber des Preises tiefer einzulassen, als ich es vielleicht sonst getan hätte.

Zu dem Titel »Unverschämt jüdisch« für diese Sammlung hat mich die sehr freie Übersetzung des Begriffs *juif inauthentique* mit »der verschämte Jude« angeregt, die ich in der deutschen Ausgabe der »Betrachtungen zur Judenfrage« von Jean-Paul Sartre fand. Das Bändchen war 1963 als Taschenbuch bei Ullstein erschienen, irgendein Freund hatte es damals für uns über die Grenze nach Ostberlin geschmuggelt, und auf das Vorsatzblatt hat meine Mutter in ihrer wilden Schrift unseren Namen eingeschrieben. Es steht noch heute, wenn auch im wörtlichen Sinn völlig aus dem Leim gegangen, in meiner Bibliothek, neben dem viel später erworbenen französischen

Original, durch das mir dann diese besonders freie Übersetzung überhaupt erst zu Bewusstsein kam. »Un-verschämt jüdisch« trifft nun genau den Kern, denn wahrscheinlich ringe ich seit meiner Lektüre dieses Buches als 14-Jähriger damit, mein Judentum, in das ich hineingeboren wurde, un-verschämt zu leben und schließlich, erwachsen geworden, auch so davon zu sprechen, zu erzählen, zu schreiben.

Einmal wurde ich nach einer Lesung, ich weiß noch genau, es war in Hannover, in der anschließenden Diskussion gefragt, ob ich mir vorstellen könne, das Jüdische auch einmal aus meinem Kopf herauszukriegen. Ich antwortete verlegen, verschämt, rechtfertigte mich, sülzte herum, und als ich es am nächsten Tag meinem Mann erzählte, fragte er, warum ich nicht einfach deutlich gesagt hätte, nein, das kann ich mir nicht vorstellen.

»Wir können gar nicht nachdrücklich genug von den Juden als Juden sprechen, wenn wir von ihrem Schicksal unter den Deutschen sprechen.«*

* Gerschom Scholem, Juden und Deutsche, in: Judaica 2, Frankfurt a.M. 1970, S.22

I

Worüber reden eigentlich Gojim?

Zum Koret Jewish Book Award 2004, New York

Weil der Mann, der auf dem Flug nach New York neben mir saß, meinem Vater so ähnlich sah, ging ich davon aus, dass er jüdisch sei, und in der Art sprach ich mit ihm, bis er es mir bestätigte und ich ihm sagen konnte, das hätte ich mir schon gedacht und dass ich auch jüdisch sei, und er sagte, das habe er sich auch schon gedacht. Wir kamen also in unserem Gespräch schnell vom Wetter auf den israelisch-palästinensischen Konflikt. Da wir uns sympathisch waren und uns möglichst nicht gleich verkrachen wollten, schließlich hatten wir noch acht Stunden gemeinsamen Flug vor uns, brachten wir unsere Meinungen zu dem Thema zunächst vorsichtig vor. Es stellte sich aber glücklicherweise heraus, dass wir ähnliche politische Vorstellungen hatten, und so verbrachten wir die Zeit bis zum Lunch mit dem Entwerfen verschiedener Friedensinitiativen.

Als ich dann, während er sein Air-France-Menü verspeiste, mein in viele Schichten eingewickeltes und eingeschweißtes, vom Pariser Beth Din für koscher erklärtes Essen aß, wendete sich unser Gespräch auf natürlichem Wege mehr religiösen Themen zu. Er erklärte mir seine liberale, ja, wie er sich ausdrückte, »freie« Auffassung der jüdischen Religion und des Judentums, wir sprachen englisch, aber er sagte »frei« auf Deutsch, dieses Wort hat sich so im Jiddischen erhalten; und ich erklärte ihm meine Gründe für eine Annäherung an die strengere Auffassung, und dann wünschten wir uns guten Appetit und versicherten uns der gegenseitigen Toleranz. Schließ-

lich: *Kol Israel Chawerim!* Alle Juden sind einander Gefährten! Wenn es bloß auch jenseits unserer Zufallsbegegnung so wäre!

Dann erzählten wir uns unsere Lebensgeschichten, unsere eigenen und die unserer Eltern und Ehepartner und deren Eltern, die alle ziemlich ähnlich klangen. Mein Nachbar war ein echter New Yorker, aber seine Eltern waren aus Polen emigriert und hatten mit einem gutgehenden Lederwarenhandel reüssiert, den er geerbt, aber nun verkauft hatte, jetzt lebte er in der Nähe von Florenz, das war schon immer sein Traum gewesen. Ich zeigte ihm daraufhin meine Longchamps-Handtasche, die mir meine Freundinnen zu meinem letzten runden Geburtstag geschenkt hatten, immerhin haben fünf erwachsene Frauen zusammengelegt, um sie in der schicken Longchamps-Boutique zu erwerben. Aber er warf nur einen kurzen mitleidigen Blick auf die Tasche. Nun ja, er verstehe, dass sie einen emotionalen Wert für mich habe, aber ansonsten gebe es nur dort, wo er jetzt wohne, in der Nähe von Florenz, noch wirkliches Leder-Kunsthandwerk. Mit einem dieser florentinischen Taschen- und Kofferkünstler habe er sich eng befreundet, deshalb sei er auch dorthin gezogen, in einen kleinen Ort direkt am Arno. New York vermisse er nicht.

Ich erzählte von den Lebensstationen meiner Eltern, wie sie die Nazizeit überlebt hatten, wohin sie ausgewandert und dass sie nach dem Krieg wieder zurück nach Deutschland gekommen waren, worüber er sich sehr wunderte, *really?*, und wie ich selbst später von Berlin nach Frankreich ausgewandert bin. Da waren wir bei der Situation der Juden in Frankreich angelangt. Gibt es einen neuen Antisemitismus in Europa, fragten wir uns. Und wie sieht es in den USA aus? Sie sind auch nicht davor geschützt, o nein, waren es nie. Der Antijudaismus ist so alt wie

die Geschichte der Juden, hat sie immer begleitet, immer aus anderen Gründen oder vielmehr aus immer denselben, wie viele Bücher darüber schon geschrieben wurden. Aber eigentlich mögen wir uns nicht für den Antisemitismus interessieren, das ist doch nicht unser Problem, es ist ihr Problem. Ja, klar, darin stimmten wir völlig überein.

Und da setzte das Flugzeug auch schon zur Landung an; während unserer Gespräche war die Zeit buchstäblich im Fluge vergangen.

Vor der Passkontrolle trennten sich unsere Wege, denn er ging bei den US-Citizens durch, während ich mich in die Schlange der Non-US-Citizens einreihete. Wir verabschiedeten uns, wir bedankten uns gegenseitig für die angenehme Begleitung.

Es blieb uns nur noch eine einzige Frage: Worüber reden eigentlich Gojim?

Abends in die Iphigenie

Zum Max-Frisch-Preis 2011, Zürich

Im November 1947 reist Max Frisch schon zum zweiten Mal nach Kriegsende nach Deutschland. Nun betritt er zum ersten Mal Berlin und notiert in sein Tagebuch: »Kurt kauft eine kleine Skizze von Liebermann. Ferner gäbe es drei Täßlein aus Meißner Porzellan, einen Aschenbecher aus Messing und vieles andere, was man sonst nicht braucht.«

Das klingt erst einmal nicht so aufregend, Schwarzmarkatmosphäre eben, wenn nicht genau diese »Täßlein« aus Meißner Porzellan im obersten Regal meines Küchenschrankes stünden. Ich hole sie nur für seltene Gelegenheiten, für würdige Gäste über vierzig heraus.

Die Meißner Täßlein sind klein und zierlich und sehr zerbrechlich. Sie gehören jetzt mir, aber stammen, genau wie die Zeilen aus Max Frischs Tagebuch, aus einer Vorzeit meines Lebens, einer allerdings nahen Vorzeit, einer Frühzeit, der frühen Nachkriegszeit.

Als der unbestimmt bleibende »Kurt« in Begleitung von Max Frisch im zerstörten Berlin seine kleine Skizze von Liebermann auf dem Schwarzmarkt erwarb, kaufte auch meine Mutter auf dem Schwarzmarkt die Meißner Täßlein und dazu einige Zeichnungen, nicht von Liebermann, sondern von Lovis Corinth. »Alles unerschwinglich teuer, wenn man mit Löhnen rechnet, aber billig, wenn man mit Zigaretten rechnet«, notiert Max Frisch, und meine Mutter hat das oft genauso bestätigt, auf dem schwarzen Markt in Berlin gab es damals

für ein paar Zigaretten *al-les*, erzählte sie manchmal, wenn sie einem Gast Kaffee in das Meißner Täßlein goss oder er die Corinth-Zeichnungen an unserer Wohnzimmerwand bewunderte. Und wenn sie diese Bemerkung machte, klang immer irgendeine Art Spott in ihrer Stimme mit: »Die blöden Deutschen – wenn sie nicht die ganze Welt in Scherben gelegt hätten, könnten sie die Täßlein noch unversehrt in ihren Schränken zu stehen haben.«

Meine Eltern waren ziemlich genau zur gleichen Zeit nach Berlin gekommen wie Max Frisch, aber nicht, wie er, als Beobachter und Besucher der zerstörten Städte Europas; sie waren wiedergekommen, um in Berlin zu leben, zu arbeiten und den Deutschen zu helfen, aus ihrem Schutt wieder auf die Beine zu kommen. Für Juden eine nicht ganz selbstverständliche Motivation.

Diese frühe Nachkriegszeit ist, wie gesagt, eine Vorzeit meines Lebens, aber sie streckt sich in mein eigenes Leben hinüber und reicht noch immer hinein, als ein Zeitriese sozusagen, eine Zeit, die ich nicht erlebt habe, die vergangen ist, die aber an mir haftet wie eine Haut, durch Überlieferung und Erzählung. Dann haben die das ... und es wäre ... und es war, und es ist gewesen ... und dann und dann und dann ... und wenn nicht ... so war das.